

Kulturmagazin

Eine Hypothese, der Schriftstellerberuf sei besonders lebensgefährlich, wäre ebenso falsch wie die oft geäußerte Behauptung einer unabdingbaren Koexistenz von Genie und Wahnsinn. Die Selbstmordrate bei den deutschen Schriftstellern dürfte kaum höher sein als bei den Schornsteinfegern, Gärtnern oder Rechtsanwälten. Eine weitaus überwiegende Mehrheit von Autoren starb und stirbt eines natürlichen Todes. Diese Feststellung soll nicht die Achtung vor denen schmälern, die den Freitod wählten.

„Ich nehme alles zurück“

Es klingt wie Kolportage: Ein erfolgloser, aber von Ehrgeiz besessener Dichter und seine an unheilbarem Gebärmutterkrebs leidende Seelenfreundin, unglücklich verheiratet mit einem anderen Mann, beschließen, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. Lange und sorgfältig planen sie ihren Tod. Mit einer Lohnkutsche lassen sie sich schließlich zum Gasthof „Neuer Krug“ fahren, vor der Stadt idyllisch an einem See gelegen.

Sie quartieren sich in getrennten Zimmern ein, verbringen die Nacht bei Wein, Rum und Kaffee mit dem Schreiben von Abschiedsbriefen und letzten Verfügungen: die Frau reserviert zehn Taler für die Herstellung einer Trauertasse, die ihrem Ehemann Heiligabend zugeschickt werden soll, der Mann einen Taler für den Barbier, den er zu bezahlen vergessen hat; auch ein für die Beerdigung Verantwortlicher wird bestellt.

Am nächsten Tag, zwischen drei und vier Uhr nachmittags, läßt das Paar sich, trotz der kalten November-Witterung, am Seeufer Tisch und Stühle aufstellen. Kaffee mit Milch und Zucker wird serviert, der Mann schüttet in seinen Kaffee einen Rest Rum. Die Bedienung wird bezahlt – nur nichts schuldig bleiben. Auf dem Rückweg zum Gasthof hört sie zwei Schüsse. Mit ihrem Mann und anderen Frauen aus dem Wirtshaus zurückgekehrt, bietet sich den Herbeigeeilten folgendes Bild, das von Joachim Maas, einem Biographen des Dichters, nach preußisch-genauen Polizeiakten so rekonstruiert wurde:

Vom Freitod deutscher Schriftsteller



Franz Blei

„Henriette war . . . nach hinten auf den Rücken gesunken; sie lag leichenblaß, aber mit zufriedenen Gesichtsausdruck und offenen Augen da, die Hände in weißen Glacéhandschuhen über dem Bauch gefaltet, und ihr weißes Batistkleid, über dem der feine blaue Überrock auseinandergeschlagen war, zeigte unter der linken Brust ein kleines Loch, das ringsum schwärzlich verkohlt und von nur wenig Blut verkrustet war.

Ihr gegenüber, zwischen ihren Füßen kniend, hockte Kleist, die linke Hand locker über dem linken Knie; sein kleiner runder Kopf war auf den niedrigen Grubenwall gesackt und ruhte neben Henriettes einer Hüfte auf seiner rechten Hand, die die Pistole, den Lauf gegen seinen Mund gerichtet, noch umklammert hielt. Seine Zähne waren fest aufeinandergebissen, die Lippen von etwas be-

reits geronnenem Blutschaum beschmutzt, und sein Gesicht, totenblaß wie das seiner Gefährtin, hatte den gleichen, beinahe lächelnden, tiefzufriedenen Ausdruck wie das ihre. Neben ihm in der Grube lag eine zweite abgeschossene Pistole, während eine dritte, noch geladen, auf dem Tisch lag . . .“

Dieser wohl spektakulärste Selbstmordfall der deutschen Literaturgeschichte ereignete sich am 21. November 1811, am Berliner Wannsee. Und wie frivol es erscheinen mag: sein Tod war der erste durchschlagende Erfolg Heinrich von Kleists.

In der Literaturgeschichte sind Freitode kein unbekanntes Phänomen. Hier soll nicht die Rede sein von Thomas Chatterton, der sich, nicht einmal achtzehnjährig, mit Arsenik vergiftete, nicht von Sergej Jessenin, der sich die Pulsadern aufschneidet, mit dem eigenen Blut noch ein Gedicht schrieb und sich dann erhängte, nicht von dem auch heute noch rätselhaften Tod Wladimir Majakowskij, nicht von Virginia Woolf, die in den Fluß hinterm Haus ging, nicht von Sylvia Plath, die den Gashahn in der Küche aufdrehte, nicht von Cesare Pavese, der die Schuhe akkurat vorm Hotelzimmerbett placierte, ehe er eine Überdosis Schlaftabletten nahm, nicht von Ernest Hemingway, der sich mit seinem Jagdgewehr erschoss, nicht von Henry de Montherlant und Arthur Koestler, die alterskrank sich umbrachten. Unser Friedhof ist so klein, daß auf ihm nur deutschsprachige Autoren einen

Platz finden. Außer Kleists Selbstmord werfen zwei andere Freitode ihre Schatten auf die Literaturgeschichte des vergangenen Jahrhunderts: der Suizid von Ferdinand Raimund und von Adalbert Stifter.

Raimund, der das Wiener Volkstheater mit seinen Zauberpossen „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ und „Der Verschwendler“ zu einem Höhepunkt führte, starb durch eigene Hand eines Todes, den der Theaterhistoriker Franz Hadamowsky folgendermaßen schildert: „In der zweiten Augushälfte 1836 fügte ein Hund Raimund im Spiel zwei kleine Wunden an der linken Hand zu, die rasch verheilten. . . . am 29. August . . . hörte er zu seinem Schrecken, daß der Hund, der ihn vor kurzem verletzt hatte, auch ein Mädchen gebissen habe und vom Schäfer für tollwütig erklärt, erschlagen und verscharrt worden sei.

Eine entsetzliche Angst, tollwutkrank zu werden, bemächtigte sich Raimunds. Sofort trat er die Reise zum Arzt nach Wien an; in Pottenstein mußte er im ‚Goldenen Hirschen‘ übernachten. Eine außerordentliche Ängstlichkeit vor einem möglichen Ausbruch der Wasserscheu, dem untrüglichen Anzeichen der Wutkrankheit, ließ ihn die ganze Nacht nicht ruhen. Morgens vier Uhr stand er auf, öffnete das Fenster und klagte laut über ein ungewöhnliches Gefühl von Hitze, Angst und banger Furcht, was er nie empfunden hatte; seine Freundin, dadurch in Schrecken gesetzt, suchte ihn zu trösten, nahm ein Glas, um frisches Wasser zu bringen. Als sie aber damit zur Tür hereinkam, schoß sich Raimund im Bette sitzend mit einem Handterzerol, das er ständig mit sich führte und nachts neben sich liegen hatte, in den Mund.“

Die Ärzte vermochten nicht, Raimund zu retten; er starb eine Woche später. Der Obduktionsbefund ergab, daß der Dichter, keineswegs von Tollwut infiziert, völlig gesund gewesen war.

Inwieweit auch dem Freitod Adalbert Stifters eine lange biographische Vorgeschichte eignet, läßt sich kaum

sagen, aber sicher soviel, daß seine Werke, gelesen als biedermeierliche Idyllen mit Waldesrauschen, falsch rezipiert werden. Andererseits erscheint Stifters Suizid vor dem Hintergrund unerträglicher Körperschmerzen durchaus „plausibel“. Auffällig bei der Todesschilderung durch den Biographen Alois Raimund Hein ist das Bemühen, Stifter im Augenblick der Tat für unzurechnungsfähig zu erklären – in der damaligen Gesellschaft war Selbsttötung noch geächteter als heute und schloß fast immer ein christliches Begräbnis aus: „Das langjährige, rätselhafte Leiden Stifters, das von den Ärzten als Magenkatarrh mit Gallenstörungen bezeichnet worden war und das durch die Karlsbader Heilquellen wohl vorübergehend gelindert, aber nicht dauernd geheilt werden konnte, bestand in einer krebsartigen Wucherung der Leber. Die innere Zersetzung griff nun mit unheimlicher Schnelligkeit um sich, von wütenden Schmerzanfällen begleitet . . . In der Nacht vom 27. auf den 28. Jänner 1868 stiegen die grau-



Ernst Toller

Klaus Mann

envollen Qualen zu so betäubender Macht an, daß die rasende Folter des Dichters Sinne verwirrte. Wie von plötzlichem Wahnsinn erfaßt, tastete er – die Uhr hatte eben die erste Stunde nach Mitternacht verkündet – in einem unbewachten Augenblick mit zitternden Händen nach dem Tischchen, in welchem sein Rasiermesser verwahrt lag, ergriff es und brachte sich in der Raserei des unerträglichen Schmerzes einen furchtbaren Schnitt am Halse bei. Ein dunkler Blutstrom quoll hervor und ergoß sich über das Linnen des Bettes und über die Kissen. Als Frau Stifter, nach wenigen Augenblicken das Leidensgemach wieder betrat, fand sie

ihren Gatten röchelnd und mit dem nahen Tode ringend.

Stifter, Raimund, Kleist – am Anfang dieses Todesreigens steht jedoch der Name einer Frau: Karoline von Günder(r)ode. Die adlige Stiftsdame, Brieffreundin Bettina von Arnims und „Sappho der Romantik“, in den letzten Jahren von der Frauenbewegung und hier besonders durch Christa Wolf wiederentdeckt, erdolchte sich im Sommer 1806 zu Winkel (Rheingau), als ihre Liebe zu dem Heidelberger Professor Georg Friedrich Creuzer unerwidert blieb. Der Gelehrte überlebte ihren Suizid um 52 Jahre.



Heinrich von Kleist

Im 20. Jahrhundert erhält der Freitod deutscher Schriftsteller neue furchtbare Dimensionen: ausnahmslos bedingen ihn letztlich die historischen Verhältnisse, wird er verschuldet von der Geschichte. Unerträglich war für den Lyriker Georg Trakl die Erfahrung des Krieges, die er in die Gedichtzeile bannte: „Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.“ Trakl hält die Qualen und Agonien nicht aus, die er als Feldapotheker erlebt, und bringt sich 1914 um. Lautlos erlischt sein Leben, ohne kleistsche Theatralik.

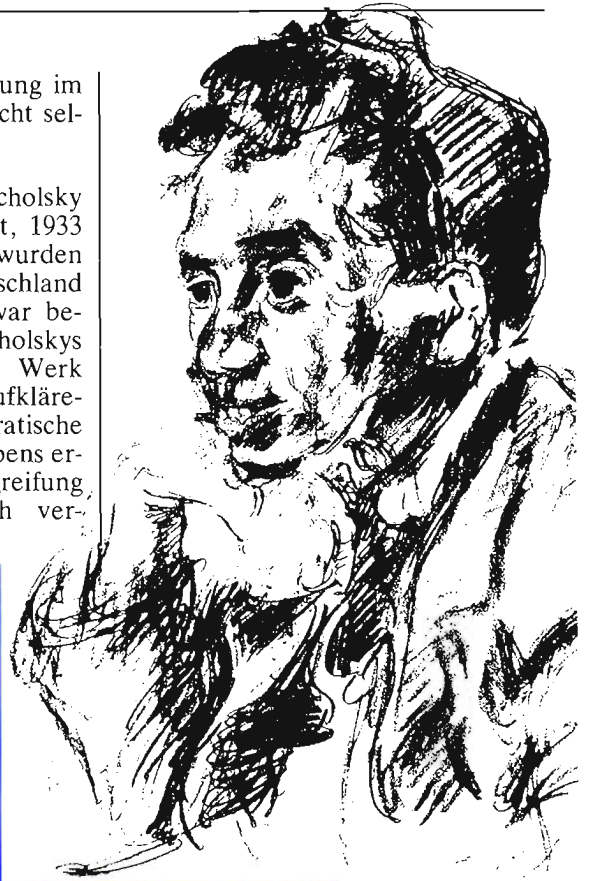
Der Schriftsteller Jean Améry stellt in seinem Buch „Hand an sich legen.

Diskurs über den Freitod“ grundsätzliche Überlegungen zum Problem des Suizids an. Ihm reicht das psycho-soziologische Instrumentarium gängiger Erklärungsmuster (Auto-Aggression, ödipaler Konflikt, „social isolation“, narzißtische Krise, epileptoide Disposition, hysterische Neurose et cetera) nicht aus. Améry gibt tiefere Ursachen für den Freitod zu bedenken, deren Wurzeln im Ontologischen zu finden sind.

Nach Améry gelangt der Suizidant durch seine Tat zur einzigen Möglichkeit seiner Selbstverwirklichung: „Jene, die den Freitod wählten . . .

Erstickung oder der Ermordung im KZ stand als Ultima ratio nicht selten der Freitod.

Bereits 1929 war Kurt Tucholsky nach Schweden übergesiedelt, 1933 erfolgte die Ausbürgerung, wurden seine Bücher im Hitler-Deutschland verboten und verbrannt. Zwar bestand keine Gefahr für Tucholskys Leib und Leben, aber sein Werk schien ihm vernichtet, alle aufklärerische Arbeit für eine demokratische Republik hatte sich als vergebens erwiesen. Nach der Machtergreifung war Tucholsky publizistisch verstummt.



Oben: Walter Hasenclever



Oben von links:
Jean Améry
Kurt Tucholsky
Georg Trakl

haben durch ihren absurden Akt nicht nur den tödlich-unwidersprechlichen Nachweis geliefert, es sei das Leben ‚der Güter höchstes nicht‘ . . . – sie haben die Todes-Kontradiktion (Leben–Sterben) aufgelöst, um den Preis freilich eines anderen und entsetzlicheren Widerspruchs, der da heißen könnte: Ich sterbe, also bin ich. Oder: Ich sterbe, also: das Leben und alles, was es an Urteilen gibt, gilt nicht . . .“ Freitod – der Begriff „Selbstmord“ wird heutzutage meistens vermieden, weil auf ihm so große ethische Bürde lastet. Was aber ist am Freitod, der so oft doch als zwanghaft erscheint, das Freie? Jean Améry merkt dazu an: „ . . . tödlich wird die Befreiung sein, und die Freiheit wird mit dem gewalttätigen Ausbruch aus dem Zwang verschwinden. So ist der Freitod zwar der atemgebende Weg ins Freie, nicht aber dieses Freie selber . . .“ Der „atemgebende Weg ins Freie“ – zu keinem anderen Zeitpunkt der Literaturgeschichte wurde er von deutschen Schriftstellern so häufig besprochen wie während der nationalsozialistischen Diktatur. Vor der geistigen



Stefan Zweig

Paul Celan

Am 19. Dezember 1935 nimmt Tucholsky Gift. Gegen seinen ausdrücklich verfügten Willen versuchen Ärzte sein Leben zu retten, trotzdem stirbt er zwei Tage später, in Hindås bei Göteborg. Wenige Zeit vor seinem Tod hat Tucholsky in einem von ihm „Sudelbuch“ genannten Skizzenheft die heiter-gelassene Bemerkung notiert: „Wenn ich jetzt sterben müßte, würde ich sagen: ‚Das war alles?‘ – Und: ‚Ich habe es nicht so richtig verstanden.“

Und: ‚Es war ein bißchen laut.““ Im „Sudelbuch“ findet sich ebenfalls die Zeichnung einer Treppe, die von der untersten Stufe des Sprechens über eine mittlere des Schreibens zur höchsten Stufe des Schweigens führt.

„Selbstliquidation. Der jüdisch-kommunistische Emigrant Toller hat sich nach amerikanischen Agenturmeldungen in einem New Yorker Hotel erhängt.“ Diese Meldung erschien in der NS-Presse, nachdem Ernst Toller am 22. Mai 1939 freiwillig aus dem Leben geschieden war. Als Dramatiker hatte er mit seinen Stücken „Die Wandlung“, „Masse Mensch“, „Die Maschinenstürmer“, „Hinkemann“ und „Hoppla, wir leben“ in den zwanziger Jahren Weltruhm erlangt. Über seine letzten Lebensjahre in den Vereinigten Staaten schreibt Hans Daiber in seinem dokumentationsreichen Buch „Vor Deutschland wird gewarnt. 17 exemplarische Lebensläufe“: „Toller wartete und repräsentierte. Er

wartete auf eine Chance, dem Faschismus zu schaden, und er repräsentierte den Glanz seiner frühen Tage. Ernst Toller wurde zwar noch ab und zu als Zelebrität herumgereicht, aber seine Stücke wurden nicht mehr aufgeführt, seine Drehbücher nicht verfilmt.“ Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Wien entzog sich Egon Friedell, Verfasser der „Kulturgeschichte der Neuzeit“, am 16. März 1938 einer drohenden Verhaftung durch die Gestapo, indem er aus dem Fenster in den Tod sprang. Am Tag, als die Hitler-Armee in Paris einrückte, am 14. Juni 1940, unternahm der dort lebende Arzt und Schriftsteller Ernst Weiß (Autor der Romane „Franziska“, „Die Galeere“, „Der Aristokrat“, „Der Verführer“) einen Selbstmordversuch und starb in der folgenden Nacht.

Am 20. Juni 1940 vergiftete sich im Internierungslager Les Milles bei Aix-en-Provence der Dramatiker Walter Hasenclever mit Veronal. Franz Schoenberner, ehemaliger Redakteur des „Simplicissimus“, beschrieb Hasenclevers Ende so: „Kurz bevor das Licht ausgeschaltet wurde, kam Hasenclever, der seinen Schlafplatz in der Nähe auf der anderen Seite des Ganges hatte, zu uns herüber, um . . . gute Nacht zu sagen. Hasenclever schien ruhiger und gefasster als am Vortage. Es überraschte mich, daß er uns mit so ungewöhnlicher Wärme und einer Art Feierlichkeit die Hände schüttelte, ehe er zu seinem Platz zurückkehrte. . . . Es kam mir nicht der Gedanke, daß für ihn die Reise beendet sein würde, ehe sie begann, und daß er als einziger des Zieles gewiß war.“

Am 27. September 1940 brachte sich in Port Bou der Schriftsteller Walter Benjamin um, weil ihm die Einreise nach Spanien verwehrt war und er fürchtete, in die Hände der Gestapo zu fallen. Aus Angst vor der Gestapo setzte auch der expressionistische Lyriker Alfred Wolfenstein seinem Leben ein Ende, am 22. Januar 1945 in Paris, nachdem er auf der Flucht vor den Nationalsozialisten jahrelang einen falschen Namen benutzt hatte. Am 11. Dezember 1942 ging in Berlin der Schriftsteller Jochen

Klepper, gemeinsam mit seiner Frau und seiner Stieftochter, die Jüdinnen waren, in den Freitod – vor Augen eine Plastik des segnenden Christus, die als Weihnachtsgeschenk gedacht war. Der überzeugte Christ Klepper war in der Auseinandersetzung mit dem Problem des Selbstmords zu dem Schluß gelangt: „ . . . eine andere Sünde als alle übrige Sünde ist er nicht. Auch er kann uns von Gott nicht trennen.“

Am 10. Juli 1942 starb in Westbury bei New York der Schriftsteller Franz Blei, der sich in der Literaturgeschichte einen Namen gemacht hat mit seinen sarkastischen Autorenporträts, die er unter dem Titel „Das



Caroline von Günderode

große Bestiarium“ veröffentlichte. Franz Blei wurde nicht gezwungen zu emigrieren, aber er tat es aus Anstand, aus Solidarität mit den Verfolgten und Verfemten der deutschen Literatur. Bevor er ein halbes Gramm Zyankali schluckte und sein Gesicht bedeckte, hat er auf einen Zettel geschrieben: „Ich nehme alles zurück.“

Im selben Jahr wie Franz Blei brachte sich noch ein viel berühmterer deutscher Schriftsteller um, am 23. Februar 1942, in Petrópolis bei Rio de Janeiro – Stefan Zweig. In einem Abschiedsbrief heißt es: „Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheidet, drängt es mich, eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wunderbaren Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gute und gast-

liche Rast gegeben. Mit jedem Tage habe ich dies Land mehr lieben gelernt und nirgends hätte ich mir mein Leben lieber vom Grunde aus neu aufgebaut, nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selber vernichtet. Aber nach dem sechzigsten Jahre bedürfte es besonderer Kräfte, um noch einmal völlig neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatlosen Wandern erschöpft . . . Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus.“

Ein mittelbarer Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus darf vermutet werden bei drei weiteren Freitoden, die sich Jahre nach dem Ende der Diktatur ereigneten. Nachdem bereits vier Selbstmordversuche vorausgegangen waren, starb am 21. Mai 1949 Klaus Mann in Cannes an einer Überdosis Schlaftabletten. Heinrich Mann schrieb sicher nicht grundlos, sein Neffe sei „von dieser Epoche getötet“ worden. Als spätes Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft erscheint ebenfalls der Dichter Paul Celan, der sich Ende April 1970 in der Seine ertränkte. Die erlittene Verfolgung prägte bis zum Schluß sein Leben wie auch seine dunkle Trauerlyrik: „Ein Nichts/waren wir, sind wir, werden/wir bleiben, blühend:/Die Nichts-, die/Niemandsrose.“ Die Gründe für einen Freitod sind immer äußerst komplex, im Einzelfall sie letztlich aufdecken, kann ein Außenstehender nie. Jean Améry, der sich 1978 umbrachte und in den Grabstein seine KZ-Nummer einmeißeln ließ, schreibt in seinem Diskurs „Hand an sich legen“: „Mein Herz ist schwer, j'ai le coeur lourd. Bedarf es da noch psychologischer Motivationen? Gewiß. Doch sind sie immer nur die Masken, hinter denen die Urtatsachen der Existenz sich verbergen.“

Anschrift des Verfassers:

Niels Höpfer
Schaafenstraße 10, 5000 Köln 1

Fotos: Archiv für Kunst + Geschichte, Berlin (8); Ullstein – Klaus Behr (1); Ullstein – Heinz Köster (1); Ullstein-Archiv (1)